



Anna und Nikolai reisen nach Moskau



Alle freundlichen russischen Frauen sehen aus wie meine Schwester Gerti

Eine Woche in Moskau

Die Eisenbahnfahrt von Petersburg nach Moskau verlief erholsam und kurzweilig. Ich teilte mir das Vierbett-Coupé mit einem jungen Pärchen, das mit einer unglaublichen Gepäckmenge im Abteil erschien, diese aber optimal verstaute und dann den ganzen Abend händchenhaltend auf der unteren Liege saß. Sie hießen Nikolai und Anna, waren beide bei der russischen Armee beschäftigt und frisch verheiratet. Nikolai war ein schlanker junger Mann mit Stoppelfrisur und einer Pinocchio-Nase, seine Anna kam mir vor wie das skizzenhafte Modell einer russischen Matka, deren künftige Fülligkeit bereits in Ansätzen zu erkennen war. Wir hatten den Bahnhof von Petersburg noch nicht verlassen, da packten sie schon ihre Kotlety mit Krautsalat aus, die sie mit gesundem Appetit verzehrten. Natürlich boten sie mir auch etwas an, doch mir reichte der nährhafte Geruch, der durch das Coupé zog.

Es war noch immer hell, als wir eine Stunde vor Mitternacht den Bahnhof von Sankt Petersburg verließen. Endlose Hinterhöfe zogen im Halblicht der weißen Nächte vorüber, einer so trist wie der andere. Die erdabgewandten Monde des urbanen Lebens, die man nur von den Eisenbahnfenstern aus sieht. Schließlich erreichte der Zug die Stadtgrenze und durchquerte weites, flaches Land, über dem es einfach nicht dunkel werden wollte. Ich setzte meine Augenklappe auf, schob mir die Wachsstopfen in die Ohren und schlief ein. In der Nacht rumpelte es etwas im Abteil. Ob das an der Schienenführung lag oder an dem frisch verheirateten Paar, wusste ich nicht.

Anna weckte mich, als der Morgentee kam. Draußen zogen schon die Moskauer Vororte vorüber. Graue Wände, graue Straßen, grauer Himmel, endlose Wohnsilos, ohne viel Grün, es sah aus, als hätten wir die Vorstädte von Sankt Petersburg überhaupt nicht verlassen. Mit elf Millionen Einwohnern bildet Moskau neben Istanbul den größten demografischen Ballungsraum Europas, ein urbaner Moloch, den auch nur in Grundzügen kennenlernen zu wollen, ein aussichtsloses Unterfangen war. Genauso unmöglich wie ein morgendlicher Toilettenbesuch, denn die Provodnitsas hatten die sanitären Anlagen bereits verriegelt.

Auf dem Leningrader Bahnhof von Moskau herrschte schon am Morgen mächtig Betrieb. Um mich herum Schilder in kyrillischer Schrift, Durchsagen die ich nicht verstand, Menschen, die mit abweisenden Gesichtern vorüberhasteten. Immerhin entdeckte ich in der Nähe des Bahnhofseingangs ein privat betriebenes Bad, in dem ich mich für einige Rubel frisch machen konnte. Hier ging es nur um die elementarste Hygiene, die für einen Kampfpfeis angeboten wurde. Sakrotan und Kernseife gegen Schmutz und Schweiß.

Mein erster Tag in Moskau begann mit dem Einchecken im Hotel Red Corner in Kremlnähe und einem McDonalds-Frühstück bei einheimischer Jazzmusik und einem starken Importkaffee. Für Moskauer Verhältnisse war der Big Mac keinesfalls billig, und so saßen vor allem die Sprösslinge gut verdienender Russen in den Bänken, uniformiert mit den Insignien ihrer Generation: Markenjeans mit Löchern, T-Shirts mit Parolen, die ich nicht lesen konnte und peppigen Frisuren auf ihren jungen Köpfen. Im Westen hat diese junge russische Generation keinen guten Ruf, weil man ihnen verübelt, dass sie nicht stärker gegen das Putin-Regime auf die Pauke haute. Manche nennen sie verächtlich „Generation Putin“ und grenzen sie scharf gegen

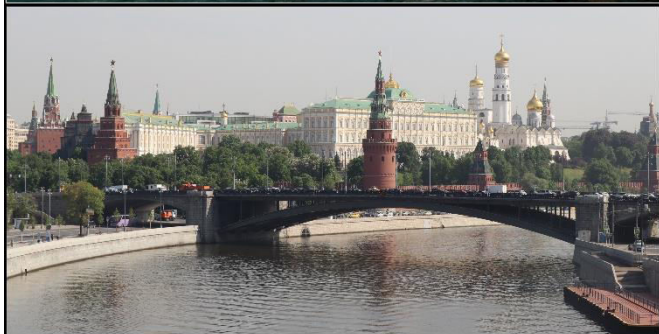
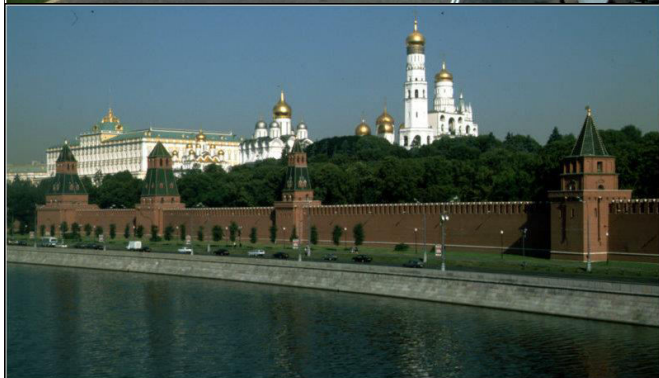
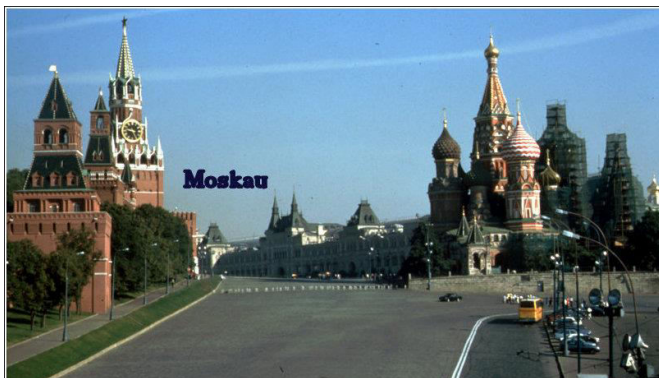
Lichtgestalten wie die Mädels von Pussy Riots ab, die mit nackten Brüsten auf den Altären orthodoxer Kirchen tanzten.

Mit diesen Gedanken betrat ich zum ersten Mal den Roten Platz. Er ist zweifellos einer der imposantesten Plätze der Welt, wenngleich auch einer der bedrohlichsten. Meine Generation war aufgewachsen mit den Fernsehübertragung der waffenstarrten alljährlichen Maifeiern, bei denen auf dem Roten Platz jene Atomraketen präsentiert wurden, die während des Kalten Krieges wie ein Damoklesschwert über der Welt hingen. Vielleicht hatte ich auch zu viele Hollywoodfilme gesehen, in denen die Umrisse des Roten Platzes immer nur auftauchten, wenn es gefährlich wurde. Jeder Stein war durchtränkt von der Erinnerung an weltgeschichtliche Dramen, und die Wände der Kremldauern müssten dunkelrot sein, von allem dem Blut, das im Laufe der Jahrhunderte gegen sie gespritzt war. Hier, unmittelbar an der Kremldauer waren die Feinde Iwans des Schrecklichen gepfählt worden, hier hatte die Opritschniki gewütet, und hier hatte Peter der Große im Jahre 1698 höchstselbst die Strelitzenführer enthauptet.

An diesem Tag war der Platz für den Durchgangsverkehr gesperrt, und als ich ihn am frühen Morgen betrat, lag er da wie eingemottet. Die Kuppeln der Basiliuskathedrale funkelten im Morgenlicht. Iwan der Schreckliche hatte sie im 16. Jahrhundert nach seinem Sieg über die der Tataren errichten lassen. Manche meinten, ihre Zwiebeltürme erinnerten an eine Kollektion moslemischer Turbane, nachdem man ihren Trägern den Kopf abgeschlagen hatte. Mit der Zerschlagung des Tatarenreiches von Kasan war das Moskowiterreich jedenfalls in eine andere weltgeschichtliche Liga aufgestiegen - auch wenn Rückschläge nicht ausbleiben sollten, wie der polnische Einfall 1612 bewies.

Ich lief zur Moskwa und schlenderte den Fluss entlang zum Kreml. Inzwischen hatte der Morgenverkehr eingesetzt, und wie die Geräusche einer gewaltigen Lüftungsanlage legte sich der Verkehrslärm über die Stadt. Noch vor zehn Uhr in der Frühe, dem offiziellen Einlasstermin, standen die Besucher in langen Warteschlangen vor den Toren des Kreml. Diese meist russischen Besucher, die doch die Liebe zu ihrem Vaterland in den Kreml trieb, waren für die Beamten am Einlass allerdings nur eine Quelle beständigen Verdresses. Mal schnauzten sie die Besucher an, mal winkten sie sie einfach vorbei, dann wurden die nächsten fünf gefilzt, als ob es Verbrecher wären. Miniaturdespoten in Aktion, dachte ich. Waren sie nur individuell Gestörte oder die kümmerlichen Erben der russischen Despotie? „Die russische Despotie besitzt weder in Europa noch im Orient ihre Vorfahren“, hatte Joseph Conrad geschrieben. „Sie ist eine Heimsuchung, ein Fluch der Hierarchie, der im Dunkel der Zeitalter niederfällt, eine wahre Wüste, die weder den Geist des Ostens noch des Wesens beherbergt.“ Na ja, so schlimm war es aber beim Kremleingang aber dann doch nicht.

Was aber gab es im Kreml zu sehen? Zunächst den 51 Meter hohen Glockenturm Zar Iwans III., sodann die „Kanone des Zaren“, an der das Besondere nicht nur ihre Größe, sondern auch der Umstand war, dass aus ihr noch niemals ein Schuss abgefeuert worden war. Und natürlich die drei prachtvollen Kirchen neben dem Regierungspalast. Da war zunächst die Mariä Verkündigungskapelle, die Hauskapelle des Zaren, sodann die Kathedrale des Erzengel Michael, in der sich die meisten Zarengräber befanden. (Die sterblichen Überreste der Zaren wurden wie gefährliche Überreste in goldenen Behältern gelagert, als seien sie Vampire, vor denen man die Nachwelt schützen musste)- und schließlich die Uspenski-Kathedrale, die Krönungskirche der Zaren, mit ihren fünf goldenen Kuppeln.



Diese monumentale Außenansicht des Kremls täuschte leicht darüber hinweg, aus welcher mickrigen Anfängen sich Moskau, das sogenannte „dritte Rom, zu historischer Größe entwickelt hatte. Am Anfang nichts weiter als ein kleines, unbedeutendes Nest aus dem zwölften Jahrhundert, verdankte die Stadt ihre Entwicklung einer konsequent durchgeführten Doppelstrategie. Zunächst waren die Fürsten von Moskau als Steuereintreiber Nutznießer der Tatarenherrschaft, also Profiteure der langen Nacht, die mit dem Einfall der Mongolen über Russland hereingebrochen war. Dann aber, einmal erstarkt, wechselte Moskau seine Rolle und wurde zur „Sammlerin der russischen Erde“, die nach und nach alle Territorien und Symbole an sich zog. Später sollte ich im Jelzinmuseum von Jekaterinburg das passende Bild für diese Entwicklung finden: das Bild eines gewaltigen Schattens, der sich über Russland erhob und alle freiheitlichen Traditionen abwürgte.

Am Abend brach ein Sommergewitter über der Stadt herein. Ich zog mich ins Hotel zurück, aß eine Borschtsuppe mit Russenei und las auf meinem Zimmer ein wenig über die Geschichte des Zarentums. Mein Gewährsmann in dieser und vielen anderen Hinsichten war die Kröner-Ausgabe von Günther Stöckl „Russische Geschichte“, die ich auf fast allen meinen russischen Reisen immer bei mir trug. Nach Stöckl wurde die Herrschaft des Zaren über Russland durch vier Merkmale definiert:

(1) Das Modell des Cäsaropapismus, d. h. im Unterschied zum westlichen Mittelalter, in dem Kaiser und Papst rivalisierten, war der Zar unumschränkter Herrscher über Staat *und* Kirche. Insofern waren die russischen Zaren würdige Nachfolger der byzantinischen Kaiser.

(2) Der Mangel an Gegnern. Nach dem Fall von Nowgorod existierte in Russland kein politisch relevantes Bürgertum mehr. Auch die Adligen verloren ihre Macht spätestens während der Schreckensherrschaft Iwan IV. Peter der

Große verwandelte den Adel dann endgültig in einen Dienstadel.

(3)Die Zementierung der bäuerlichen Dienstbarkeit in der Leibeigenschaft und last not least

(4)die charismatische heilgeschichtliche Rolle des Zaren als „Vater des Volkes“.

Der Untergang des Zarentums setzte erst ein, als sich diese Bedingungen änderten. Mit der russischen Industrialisierung entwickelte sich ein Bürgertum, das sich in Teilen nach Westen orientierte. Aus den Söhnen der russischen Bauernschaft entstand eine um Petersburg und Moskau konzentrierte Industriearbeiterschaft, für die der Zar keine sakrosante Figur mehr war. Und als dann auch noch der Erste Weltkrieg ausbrach, begann die Totenglocke des Zarentums zu bimmeln.

In den nächsten Tagen kehrte der Sommer mit Macht in die Stadt zurück. Die Temperaturen stiegen auf weit über 30 Grad, und die Abgase des Straßenverkehrs verpesteten die Luft. Es war anstrengend, durch die Straßen zu laufen, vor allem, weil es kaum Erholungsmöglichkeiten gab. Dabei bemerkte ich, dass sich das Ausmaß der Liberalität, das an irgendeinem Ort in Russland herrschte, am ehesten zeigte, wenn man sich in einem öffentlichen Park auf die Wiese legte, um sich zu entspannen. In Sankt Petersburg war das eine lässliche Sünde gewesen, in Nowgorod hatte es nur wenige Minuten gedauert, bis eine Aufseherin angerannt gekommen war, um mich davon zu jagen. In Moskau vergingen nur Sekunden, bis ein Polizist hoch zu Ross über mir stand, wortlos mit seinem Knüppel auf mich wies, so dass ich mich trollte.

Wie schon in Sankt Petersburg gelang es mir auch in Moskau nicht, Karten für eine Kulturveranstaltung zu erhalten. Zuerst stand ich noch guten Mutes in einer langen Schlange vor dem Eingang des Bolschoi-Balletts. Dann erschien eine Angestellte des Balletts und verkündete, dass

alle Karten ausverkauft seien. Dies tat sie ohne jedes Bedauern, fast schroff, als vollziehe sie einen hoheitlichen Akt gegenüber dem unmündigen Volk. Ähnlich abweisend gebärdeten sich die Verkäuferinnen im Kaufhaus GUM. Sie wachten über ihre Waren mit Argusaugen und blickten die Kunden mit einem Gesichtsausdruck an, als wollten sie sagen: „Mach, dass du davonkommst, du Dieb.“

Am interessantesten aber war es, einfach durch die Innenstadt zu laufen und die verschiedenen Erscheinungsformen des Russentums zu studieren. Zuerst die gute Nachricht: Die jungen russischen Frauen, die an mir vorüberliefen, waren erstaunlich attraktiv, oder, um es noch ungeschützter zu sagen: erstaunlich sexy. Ihre Gesichter hatten etwas Vernaschtes, Kindliches und befanden sich in einem merkwürdigen Spannungsverhältnis zu ihren vollausgewachsenen weiblichen Körpern. Sie hatten mächtig Holz vor der Hütte, wie der Schwabe sagen würde, und wenn sie vor mir über die Straßen gingen, ließen sie ihre Hintern kreisen, als wären sie alte Seebären auf Heimaturlaub. Demgegenüber fielen die russischen Männer etwas ab. Viele der jüngeren Kerle liefen in nachgemachten Adidas- oder Puma-Jogginganzügen durch die Gegend oder standen mit einer Flasche Bier in der Hand an den Ecken, um mit ihrem Kumpeln zu palavern. Ihre Gesichter waren nicht gerade heiter, so dass ich mich fragte: ist der Russe ein ernster Mensch? Diese Frage konnte ich nicht beantworten, weil ich den Wodkapegel noch nicht abschätzen konnte, der vorliegen musste, damit der Russe lacht. Ganz und gar nicht heiter war der Russe übrigens als staatlicher Hoheitsträger, wobei die Uniform die entgegengesetzte Wirkung wie der Wodka auszuüben schien: sie machte den Russen hart und muffig, und man war gut beraten, im Kontakt mit einem russischen Uniformträger strammzustehen und jede Ironie zu unterlassen. Welche Abgründe das

russische Bürokratum noch immer in sich barg, sollte ich auf einer späteren Reise in Wolgograd erfahren.

Zur Wahrheit gehört aber auch, dass diese Eindrücke oft schon gleich hinter der nächsten Ecke durch ihr Gegenteil korrigiert wurden. Manche Russen gebärdeten sich laut, gereizt und gefährlich in einer extravertierten Bräsigkeit, vor der man nur in Deckung gehen konnte. Dann erschienen adrett gekleidete schlanke Russen, die man sich auf jedem Managementseminar hätte vorstellen können. Manche kamen in maßgeschneiderten Anzügen mit braunen Markenschuhen daher, als seien sie gerade erst einer Modezeitschrift entsprungen. Wieder andere machten einen gehetzten Eindruck und gingen vorübergebeugt, als drückten sie die Sorgen nieder. Viele waren auch müde, was sich vor allem in der Metro zeigte, wo sie einschliefen und ein Bild der Erschöpfung boten. Dann rutschte ihnen der Hintern halb vom Sitz, der Kopf sank auf die Brust und Schnarchtöne gurgelten aus ihren offenen Mündern, was aber die Nachbarn nicht störte, da sie entweder ebenfalls schnarchten oder einen Kopfhörer im Ohr hatten.

Unbeabsichtigt hatten meine observativen Spaziergänge zur Kirche der Wiederauferstehung Christi in der Nähe des Kreml geführt, einem riesenhaften Bau, der sich genau an der Stelle erhob, an der sich auch schon im 19. Jahrhundert eine Kirche befunden hatte. Stalin hatte die Zerstörung der Kirche angeordnet, um auf dem Gelände ein einhundert Meter hohes Lenin-Denkmal zu errichten. Gottlob war aus diesen Plänen nichts geworden, und anstelle des überdimensionalen Lenins wurde heute wieder der wiederauferstandene Christus verehrt. Allerdings gingen die Meinungen über die Wiederauferstehungskirche auseinander. Katharina bezeichnete die Kirche als einen architektonischen „Tartuffe“ - von außen schön und innen hohl, was als sie als Kritik an der orthodoxen Kirche verstanden wissen wollte. Auf der anderen Seite besaß die Kirche

gerade bei der schweigenden Mehrheit einen unglaublichen Rückhalt. Als „Pussy Riot“, eine Gruppe junger Russinnen, durch einen obszönen Gesangsauftritt den Altar einer orthodoxen Kirche entweiheten, ging ein Aufschrei der Empörung durch Russland. Eine bessere Wahlwerbung für die anstehenden Duma-Wahlen hätte sich Präsident Putin gar nicht wünschen können.

Weniger als eine halbe Stunde dauerte der Spaziergang von der Wiederauferstehungskirche zum Arbat-Viertel. Seitdem Pasternak und Rybakow über das Arbat-Viertel geschrieben hatten, gehörte es zum festen Inventar der russischen Literaturgeschichte. Es bestand im Wesentlichen aus einer kilometerlangen Straße mit Stadtpalais, kleinen Plätzen und Erinnerungsstätten an Puschkin, Gogol, Herzen und andere Größen der russischen Geistesgeschichte. Das hörte sich gut an, entsprach aber nicht der Wahrheit. Schaute man genauer hin, handelte es sich um ein Halbwelt- und Touristenviertel voller billiger Auslagen, überteuerter Restaurants und halbgaren Schaustellungen. Viel Zuspruch fand ein junger Mann, der sich mit



einem Schwert in den Leib stach, bis das Blut spritzte. Auch Drogensüchtige stolperten über die Straße, und mancher Figur hätte man nicht unbedingt im Dunkeln begegnen wollen. Aus vielen Gesichtern sprach eine Mischung aus Gier, Langeweile und Selbstmitleid, der Bodensatz des Bösen. Bestand darin der Fortschritt Russlands, dass nun auch in Moskau Straßen entstanden, die an die dunklen Ecken der Portobello Road in London erinnerten? Die wenigen älteren Häuser, die man auf der Wanderung zwischen zwei Metrostationen passierte, kamen mir schlecht restauriert vor, teilweise hatte man gesichtslose Betonklötze einfach zwischen sie gesetzt.

Am Ende der Arbatstraße stieß ich auf einen Wolkenkratzer, in dem das russische Außenministerium untergebracht war. In seiner Mischung aus Bauhaus- und Zuckerbäckerstil, mit seinen Türmen und Anbauten glich das Gebäude dem Hauptquartier von Außerirdischen in einem Science-Fiction Film aus den 1950er Jahren. Es war nur eines von insgesamt sieben Gebäuden, die über ganz Moskau verteilt, als „die sieben Schwestern“ oder „Stalins sieben Finger“ bekannt waren. Sie entstammten der späten Stalin-Zeit und sollten im Stil des sozialistischen Klassizismus den Russen den Prunk verdeutlichen, in dem die Sowjetbürger dereinst leben würden, wenn die Fünfjahrespläne nur endlich funktionieren und nicht immer von den Agenten des internationalen Imperialismus sabotiert werden würden.

Nach einigen Tagen in Moskau begann ich mit der Erkundung entfernterer Ziele. Das war im Prinzip mit den öffentlichen Verkehrsmitteln kein Problem, war man nur in der Lage, die kyrillische Schrift zu lesen. Das Moskauer Metrosystem, eine der größten Untergrundbahnen der Welt, besaß 250 Stationen auf einer Gesamtstrecke von annähernd 500 km. Außerdem war die Beschilderung an den größeren Stationen zweisprachig, d.h. lateinisch und kyrillisch.

Und wenn einmal ein Ort im Umkreis von Moskau mit der Metro nicht erreichbar war, blieb immer noch die „Elektrischka“, die Vorortbahn, die vom Jaroslawer Bahnhof aus den weiteren Umkreis der russischen Hauptstadt erschloss. Wenn alle Stricke rissen, hatte ich immer noch meinen Lonely Planet Guide in Petto, in dem alle relevanten Ziele in kyrillischer und lateinischer Schrift verzeichnet waren, so dass ich Passanten das Buch unter die Nase halten und nach der Richtung fragen konnte. Dabei gewann ich zwei Erkenntnisse: der Russe ist erstens vollständig alphabetisiert und zweitens auskunftsfreudig.

Solcherart vorbereitet nahm ich die Metro No. 1 (Rote Linie) und fuhr in Richtung Sokolnicheskaya knapp 10 Minuten bis zur Station Spotiwnaja, um nach einem weiteren viertelstündigen Fußmarsch das Kloster Nowodewitschi zu erreichen. Ich weiß, das hört sich kompliziert an. Ist es aber nicht mehr, wenn man es ein oder zweimal versucht hat. Außerdem ist es immer ein gutes Gefühl, ein nicht ganz zentral liegendes Ziel auf eigene Faust mit öffentlichen Verkehrsmitteln erreicht zu haben.

Mein erstes externes Ziel, das Kloster Nowodewitschi, gehört zu den historisch bedeutendsten Orten der russischen Zarenzeit. Schon der Name verwies auf ein geschichtliches Drama, denn „Nowodewitschi“ heißt „frische Jungfrauen“, was bedeutete, dass an diesem Ort bis zum 15. Jahrhundert junge Russinnen als Sklavinnen ins Tatarenland verkauft worden waren. Das eigentliche Kloster Nowodewitschi war im Jahre 1524 aus Anlass der Eroberung der Stadt Smolensk durch Großfürst Wassili III. gegründet worden. Sein Prunkstück war die Smolensker Kathedrale, ein System verschachtelter Kuppeln, über denen sich die orthodoxen Kirchenkreuze in den Himmel erhoben. 1687 hatte Peter der Große seine Schwester Sofia in dieses Kloster verbannt, 1698, nach dem Strelitzenaufstand steckte er auch noch seine Frau in dieses Kloster.

Lebenslang inhaftiert empfangen die beiden Frauen hin und wieder Besuch vom Zarewitsch Alexej, den sie so lange gegen den Vater aufhetzten, bis der sich tatsächlich in Umsturzpläne verwickeln ließ, die ihm das Leben kosteten.

Nichts von diesen düsteren Erinnerungen war mehr zu spüren, als ich durch das Kloster spazierte. Hinter der Kathedrale, den Wohnhäusern und Plätzen befand sich einer der berühmtesten Friedhöfe Russlands, nicht nur, weil hier besonders viel Prominenz begraben lag (Gogol, Prokofjew, Tschechow und Jelzin) sondern auch wegen seiner originellen Grabgestaltung. Ein Tierliebhaber hatte das Standbild seines Hundes neben seiner letzten Ruhestätte aufstellen lassen, ein anderer hatte einen Miniaturpanzer neben seinem Grabstein postiert.



Es dauerte etwas, bis ich das Grab von Dimitri Schostakowitsch fand, dem bedeutendsten russischen Symphoniker des 20. Jahrhunderts, der sein Leben lang unter den Schikanen der Kommunisten hatte leiden müssen. Julian Barnes hatte dieses Martyrium in seinem Roman „Der Lärm der Zeit“ beschrieben. Das Grabmal war unscheinbar bis auf die Inschrift „D-ES-C-H“, eine Notationsfolge, die den

Namen des Künstlers repräsentierte und die er in verschiedenen Werken als musikalisches Motiv verwendet hatte. So beendete ich meinen Tag auf dem Friedhof von Nowodewitschi am Grab von Dimitri Schostakowitsch mit dem Hören seiner ersten Sinfonie auf meinem MP3-Player.

Mein nächstes Ziel war das Kloster von Sergijew Possad, das ich mit der „Elektritschka“ vom Jarwoslawer Bahnhof aus erreichte. Dabei hatte ich beim Ticketkauf einige Probleme, weil die Ticketverkäuferin die kleinen Buchstaben meines Lonely Planet Guides nicht lesen konnte. Erst die Intervention eines Mannes in der Warteschlange hinter half mir aus der Klemme. Die Fahrt dauerte anderthalb Stunden und führte mich zum ersten Mal über die Stadtgrenzen Moskaus hinaus in eine flache, zersiedelte Landschaft, in der sich Fabriken und Dörfer abwechselten.

Die ganze Fahrt über befand ich mich im Fadenkreuz eines kaum verhohlenen Interesses anderer Fahrgäste, die einen ausländischen Touristen in einem ihrer Vorortzüge nicht so häufig sahen. Zwei ältere Bäuerinnen, die mir gegenüber saßen, glichen meiner älteren Schwester Gerti auf eine frappante Weise, die gleiche rosig-gesunde Gesichtsfarbe, die gleiche milde Fältelung der Wangen und das sanft abgerundete Kinn.

Sergijew Possad gehört zu den vier bedeutendsten Klöstern Russlands. Sergij Radonetzki, einer der zahlreichen Heiligen der an Heiligen so reichen russischen Geschichte, hatte das Kloster als Vorsteher einer Asketengemeinschaft in der Mitte des 14. Jahrhunderts gegründet. Die Segnung des Moskauer Großfürsten Dimitri Donskoi im Jahre 1380 vor dem Tatarenkrieg durch den heiligen Sergej gehörte zu den ikonischen Szenen der russischen Geschichte. In den Zeiten der Smutja, „der großen Wirren“ am Beginn des 17. Jahrhunderts, war das gut befestigte Kloster zum Zufluchtsort des Volkes geworden. Die Kommunisten hatten das Kloster erst verkommen lassen, ehe sie es schlossen.

1991 wurde es als eines der bedeutendsten Wallfahrtsziele der russisch-orthodoxen Kirche neu geweiht.

Das hörte sich vielversprechend an, doch der Anblick des Klosterkomplexes war noch viel beeindruckender als erwartet. (Einer meiner großen Schwächen: meine Neigung, den imposanten Augenschein für eine Beglaubigung des geistigen Gehalts zu halten). Schon aus der Entfernung wirkte das Kloster wie eine Trutzburg des Heiligen, die sich, von einer wehrhaften Mauer umgeben, aus der Ebene erhob. Je näher ich ihm kam, desto mehr kam es mir so vor, als wüchsen die goldenen und blauen Kuppeln und Türme geradewegs aus dem Boden heraus. Im Mittelpunkt des Klosters befand sich die Verklärungskathedrale, umgeben von kleineren Kapellen und Glockentürmen und der Residenz des Zaren. Mindestens ebenso prägnant wie die Gebäude waren die Menschen, die mir im Kloster begegneten. Ich sah Bäuerinnen, ebenso breit wie hoch, die Haare mit einem Tuch verhüllt und mitten im Gesicht eine Kartoffelnase, die nach Erlösung schrie. Neben ihnen gingen moderne Russinnen mit freien Armen, offenen Haaren und eng anliegenden Röcken, die vor den Gebäuden posierten. Schwarzgewandete Mönche eilten an ihnen vorüber. Betrunkene und Behinderte, Dicke und Dünne, Gesunde und Debile, defilierten nach ihrem eigenen Drehbuch durch diesen Ort, jeder ein Gedanke Gottes, der sich selbst zu Ende dachte.

Am letzten Tag meines Aufenthaltes in Moskau fuhr ich nach Bolschewo, einen Ort etwa 30 Kilometer nordöstlich von Moskau. Hier lebte Tatjana Grigorjewna, deren Adresse ich in Sankt Petersburg von Katharina erhalten hatte. „Hab' keine Bedenken, die Familie meiner Tante zu besuchen. Wie jede russische Familie freut sie sich über Besuch“. Tatsächlich wurde ich schon erwartet, als ich nach einer komplizierten Anreise in Bolschewo mit einer Flasche Wein erschien. Hier lebte Tatjana Grigorjewna mit

ihrem Mann und ihren beiden erwachsenen Söhnen im erweiterten Umkreis der russischen Hauptstadt. Wie die beiden Bäuerinnen aus der Elektrischka glich auch Tatjana Grigorjewna meiner älteren Schwester Gerti, die gleichen gütigen Augen, das gleiche runde Gesicht, ein ähnlich fürsorgliches Gehabe. Ja, sahen denn alle freundlichen älteren Damen in Russland aus wie meine Schwester Gerti?

Tatjana Grigorjewna arbeitete als Englischdozentin an der Universität, ihr Mann Anatol war Naturwissenschaftler, ein blendend aussehender Mitsechziger mit weißem, vollem Haar, gesunder Haut und einer tiefen Bassstimme. Ihre Söhne waren wohlgeratene Akademiker in medizinischen und touristischen Berufen – mit einem Wort, ich war



bei einer Familie zu Gast, die in Deutschland locker zur oberen Mittelschicht gehört hätte, die aber der Kommunismus auf eine bescheidene Etagenwohnung festgenagelt hatte. Eine Etagenwohnung mit vier nicht besonders geräumigen und ziemlich vollgestopften Zimmern. Zum Abendessen gab es Salat mit Wurst und Brot, liebevoll dargeboten und von lebhaften Debatten begleitet. Boris, der jüngere der beiden Söhne, sprach ein perfektes Deutsch, die beiden Eltern waren in der Lage, sich fließend auf Englisch zu unterhalten. Der ältere Sohn war nicht anwesend, weil er Nachtdienst im Krankenhaus hatte. Dass ich als

Individualreisender allein in Russland unterwegs war, nahm die Familie für mich ein, denn ich kam doch aus dem sagenhaft reichen Westen und hätte dort den lieben langen Tag den Luxus genießen können. Verwunderlich erschien den Grigorjews die Bewunderung, die der Westen Michail Gorbatschow entgegenbrachte. Hatte er denn nicht als Kommunist, der jahrzehntelang alle Sprossen einer Parteikarriere absolviert hatte, die Verhältnisse mitverursacht, die er reformieren wollte? Die Gastgeberin beklagte den tristen Schatten der Verzweiflung, der in den 1990er Jahren über Russland gelegen und unzählige Menschen in den Freitod getrieben hatte. Alle drei waren der Meinung, dass Präsident Putin das Beste sei, was dem Land seit langem widerfahren sei. Natürlich hielt er genau wie alle anderen die Hand auf, aber so, dass für das Volk auch etwas übrig bliebe, meinte Boris.

Ob er das auch öffentlich sagen könne, fragte ich.

„Selbstverständlich“, gab Boris zurück, „die Zeit der kommunistischen Zensur ist vorüber.“

„Aber die Medien sind doch fast alle in der Hand des Präsidenten“, wandte ich ein.

„Ja, aber ist das nicht in fast allen Ländern so? In Deutschland sei die Presse doch auch extrem regierungskonform“, warf die Gastgeberin ein.

„Aber die Wähler im Westen sind möglicherweise kritischer als in Russland“, gab ich zu bedenken.

„Mir kommt es eher so vor, als seien die Wähler im Westen nicht kritischer, sondern heuchlerischer,“ widersprach Boris. „Sie erwarten von den Politikern, dass sie besser seien als sie selbst und schießen sie ab, wenn sich das als Irrtum herausstellt. Im Osten halten die Menschen die Politiker für schlechter als sich selbst und sind dankbar, wenn sich eine Regierung dazu herablässt, dem gemeinen Volk auch etwas übrig zu lassen.“

„Ein sehr bescheidener Begriff von Demokratie“, kommentierte ich.

„Aber ein ehrlicher“, ergänzte Boris.

Vater Anatol schenkte den Rest der Flasche nach und hielt das Glas hoch. „Auf die einfachen Leute und ihre Fähigkeit, davonzukommen.“

„Das alte System“, so Anatol weiter, „hat alle Bereiche des öffentlichen und wirtschaftlichen Lebens vergiftet. Nun befindet sich Russland in einem Prozess der Entgiftung, der nur über Not und Mangel funktioniert“. Wenn die Not zu schlimm würde, nützen auch keine Lügen mehr. Nur so hätten die Menschen die Neunziger Jahre überstehen können, als Russland zum Dritte-Welt-Land geworden war. Und nur von daher könne man die Popularität Präsident Putins verstehen. Er verkörpere die Hoffnung, auch wenn er sie hier und da enttäusche. In der Mehrheit der Bevölkerung herrsche die Meinung vor, dass es nach ihm nur schlechter werden könne.

In der Nacht schlief ich im Wohnzimmer der Grigorjews. In der Wohnung war es ruhig, doch durch das geöffnete Fenster drangen Musikgeräusche und Gezänk von der Straße in das Zimmer. Das war mir auch schon in Petersburg aufgefallen. Wer eine Wohnung besaß, schloss die Türen ab und löschte das Licht. Die anderen, die keine besaßen oder nicht schlafen konnten, stellten sich auf die Straße und machten Lärm. Nun hörte ich das Klirren zerschmetternder Flaschen, dann Schreie und Beschimpfungen. Einschlafen konnte ich nur mit meinen Ohrstopfen.